№ 144 Erstes Mittagblatt. Der Zürcher Zeitung 143. Jahrgang. Mittwoch, 1. Februar 1922.

Neue Zürcher Zeitung

und schweizerisches Handelsblatt

Täglich 3 Ausgaben

Telephon: Hottingen
Redaktion 7100 - 7102, (nachts 7105), Druckerei 1888, Faiknstr. 11.
Administration 6090, Expedition 6109, Annoncen-Abtlg. 6090.

Abonnementspreise:

	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Zürich bei der Administration oder Ablage abgeholt	Fr. 2.60	6.80	12.80	25.—
durch die Austräger ins Haus gebracht	„ 3.20	8.60	16.20	31.—
Schweiz Bestellung beim Postbureau	„ 3.80	9.—	16.50	32.—
mit Bezug unter Privatadresse (Streifband)	„ 4.—	11.50	22.50	44.—
Ausland, mit Bezug unter Privatadresse (Streifb.)	„ 6.80	19.—		

Bei den Postämtern kann abonniert werden: in Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Oesterreich, Ungarn, Tschechoslowakei, Jugoslawien, Rumänien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen usw. Die postamtlichen Abonnementspreise werden von den Postverwaltungen der vorgenannten Länder festgesetzt. Die Preise, die auf den Umrechnungskursen basieren, sind bei den Postämtern zu erfragen.

Insertionspreise: Die einspaltige Grundzeile 60 Rp., lokale Geschäftsempfehlungen 50 Rp., Anzeigen ausländischen Ursprungs 75 Rp., Reklamen per Zeile Fr. 2.50.

Die Römische Frage.

Gi. Zu den interessantesten politischen Problemen, die durch den Weltkrieg wieder aufgerollt und besonders durch die bevorstehende Papstwahl wieder aktuell geworden sind, gehört zweifellos die römische Frage. Bekanntlich haben die Päpste die Einverleibung Roms und des Kirchenstaates in das Königreich Italien und das italienische Garantiegesetz nie anerkannt und bis auf den heutigen Tag den Rechtsanspruch auf das Temporale, d. h. auf ein Staatsgebiet und auf staatliches Imperium aufrechterhalten. In dieser Forderung nach der Wiederaufrichtung des Temporale wurde die Kurie je und je besonders von den Katholiken Deutschlands unterstützt. Das deutsche Zentrum erhob dieses Postulat zu einem seiner wesentlichen Programmpunkte. Bismarck seinerseits bediente sich der römischen Frage als diplomatischen Druckmittels sowohl in seinem großen Kampfe mit der katholischen Kirche als auch gegenüber Italien bei der Gründung des Dreibundes. Mit dem Weltkrieg wurde diese Frage in Deutschland brennender denn je; eine große literarische Tätigkeit setzte ein.

Francesco Ruffini, der bekannte italienische Rechtsgelehrte und Staatsmann, hat kürzlich in der „Nuova Antologia" dieser Bewegung eine eingehende Studie gewidmet. Eine ganze Reihe von namhaften Juristen, Historikern und Theologen, und zwar nicht nur aus dem katholischen Lager, äußerte sich in kürzeren oder längeren Arbeiten zur römischen Frage. Es sei hier nur auf Labandi, Bornack, Biederlack, Ehrle, Werninghoff, Saegmüller, Baslgen hingewiesen. Ueberall in diesen Schriften ertönte der Ruf: das italienische Garantiegesetz habe sich im Kriege nicht bewährt; es habe die Stellung des Papstes nicht genügend gewährleisten können. Das ceterum censeo aller dieser Schriftsteller ist darum, bald offen ausgesprochen, bald nur leise angedeutet: das Temporale müsse in irgend einer Weise wieder aufgerichtet werden. Das treibende Motiv dieser literarischen Bewegung bildet, in großen Linien gesehen, sowohl in sich um katholische Schriftsteller handelt, vor allem die Verfechtung des päpstlichen Anspruchs auf das Temporale; daneben weist diese Bewegung, und dies trifft in erster Linie bei den nicht katholischen Autoren zu, einen antiitalienischen Zug auf; dieser machte sich besonders bei der Kriegserklärung Italiens an Deutschland im August 1916 immer mehr geltend. Bei manchen Autoren sodann vermischen sich diese beiden Elemente. Höchst mannigfaltig, zum Teil utopistisch sind die Vorschläge, die diese Schriftsteller zur näheren Lösung der Frage machen. Da wird von einer Seite einfach die Wiederaufrichtung des alten Kirchenstaates postuliert; ein anderer Lösungsversuch zielt darauf hin, dem Papst nur die Stadt Rom zu überlassen; von anderer Seite wiederum wird der Vorschlag gemacht, den Kirchenstaat aus der italienischen Provinz Friuli mit der Hauptstadt Udine zu bilden. Im Mittelpunkt der Diskussion stehen jedoch zwei andere Lösungsversuche: eine starke Strömung geht darauf aus, die Stellung des Papstes zum Italienischen Staat durch einen internationalen Vertrag zu regeln; es soll somit das italienische Garantiegesetz gleichsam völkerrechtlich verankert werden. Eine andere Richtung steht hingegen die beste Lösung in der Wiedererstellung des Temporale, wenn auch auf engstem Territorium.

Die deutsche Bewegung um die römische Frage erhielt gewissermaßen ihre Krönung in den Bestrebungen Erzbergers. Erzberger, gleichsam die Synthese der katholischen und antiitalienischen Einstellung zur römischen Frage, war, wie aus seinen Memoiren hervorgeht, seit dem Ausbruch des Weltkrieges an der Wiederaufrichtung des Temporale tätig. Von ihm stammen die verschiedenartigsten Lösungsversuche. Im Oktober 1914 suchte er zugleich die römische mit der österreichisch-italienischen Frage zu verquicken: Oesterreich hätte das Trentino dem Papst aushändigen sollen unter der Bedingung, daß dieser es an Italien abtrete; das Königreich Italien hätte dann als Kompensation hiefür das Garantiegesetz im Sinne der päpstlichen Wünsche abändern müssen. Nach dem Eintritt Italiens in den Krieg im Mai 1915 sah sich Erzberger nach anderen Lösungen um. So wurde jetzt ernstlich der Plan in Erwägung gezogen, eine balmearische oder dalmatinische Insel dem Papste als Staatsgebiet anzubieten; der Name der Insel Elba tauchte ebenfalls auf, Napoleons Schatten stand hier im Wege. Auch dachte Erzberger an eine Wiedererstellung der Fürstentümer Salzburg oder Trient. Später richtete Erzberger sein Augenmerk auf das Fürstentum Liechtenstein, das wegen seiner Lage besonders geeignet schien zum Kirchenstaate. Zu diesem Zwecke wurden im Jahre 1916 Verhandlungen mit dem Hause Liechtenstein angeknüpft. Die Zession des Fürstentums an den Papst hätte in der Form einer Schenkung an die Kirche erfolgen sollen. Der Plan scheiterte jedoch an dem Widerstande des Fürstenhauses. Konkretere Formen nahm nun das letzte Projekt Erzbergers an. Dieses soll im Einverständnis der deutschen Regierung und des Kaisers Karl, die einer eventuellen direkten Verständigung zwischen der Kurie und dem italienischen Staat zuvorkommen wollten, verfaßt worden sein. Das Projekt sah die Schaffung eines Kirchenstaates durch internationalen Vertrag vor; dieser Kirchenstaat sollte den vatikanischen Hügel samt einem Landstreifen bis zum Tevere und zur Eisenbahnlinie von Viterbo umfassen und neutral sein. Unabhängigkeit und Neutralität des Kirchenstaates hätte von den kontrahierenden Mächten garantiert werden müssen. Wer kontrahierende Macht sein sollte sagte das Projekt nicht. Nur Italien wurde ausdrücklich erwähnt. Erzberger dachte natürlich an die Zentralmächte; das Projekt stammt aus dem Jahre 1917.

Benedikt XV. unterhielt, so viel ersichtlich ist, keine direkten Beziehungen zu dieser Bewegung. Wohl aber hat er mit den Anlaß dazu gegeben: schon in der Enzyklika vom 1. November 1914, und sodann noch mehr in seiner Allokution vom 6. Dezember 1915 wies der verstorbene Papst auf die prekäre Stellung, in der er sich infolge des Eintritts Italiens in den Krieg befinde, und senkte die Aufmerksamkeit insbesondere auf die Schwierigkeiten der Kurie im Verkehr mit der übrigen katholischen Welt. Im übrigen hat der Papst gegenüber Italien während des Weltkrieges eine loyale Stellung eingenommen. Nicht von einem Eingreifen fremder Mächte, hat er in seiner Allokution vom 6. Dezember 1915 gesagt, sondern vom italienischen Volke erhoffe er die Verwirklichung seiner Ansprüche.

Und nun die Stellung Italiens zur ganzen Frage. Die italienische Regierung hat eine kluge Taktik beobachtet. Es galt von jeher als Axiom der italienischen Kirchenpolitik, die römische Frage als eine rein interne italienische Angelegenheit betrachtet zu wissen und keinen Anlaß zu einer wenn auch nur diplomatischen Einmischung des Auslandes zu geben. Aus diesem Bestreben heraus hat Italien die Zulassung des Papstes zu den beiden Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 zu verhindern gewußt. Aus diesem Bestreben heraus ließ sich Italien im berühmten Art. 15 des Londoner Abkommens von 1915 von der Entente die Nichtzulassung des Papstes zur Friedenskonferenz feierlich versprechen. Der Zusammenbruch der Zentralmächte verhalf gleichsam diesen italienischen Bestrebungen zum Sieg. Der Papst wurde weder zum Versailler Friedenskongreß zugelassen, noch fand er Aufnahme in den Völkerbund. Damit erhielt die italienische Auffassung von der innerstaatlichen Natur der römischen Frage gewissermaßen die endgültige Sanktion der übrigen Großmächte. Somit wird die römische Frage als internationale Frage nach menschlichem Ermessen für immer aus der Politik ausgeschaltet sein. Das ist das Fazit des Weltkrieges in dieser Angelegenheit. Die katholische Kirche, die in vielem als Siegerin aus dem Krieg hervorgegangen ist, hat hier den Kürzeren ziehen müssen.

Ob und inwieweit Italien die römische Frage nun einer Lösung entgegenführen werde, hängt in erster Linie ab von der weiteren Entwicklung des Katholizismus im allgemeinen und der italienischen katholischen Partei im besondern. Nicht als ob das diesgeschmähte Garantiegesetz einen für den Papst unhaltbaren Zustand darstellen würde. Im Gegenteil. Das Garantiegesetz von 1871, dessen Grundlagen schon von Cavour gelegt worden waren, sichert der kirchlichen Regierung vollkommene Unabhängigkeit vom italienischen Staate; es gewährt dem Papste völlige Freiheit im Verkehr mit dem Ausland und verleiht ihm das aktive und passive Gesandtschaftsrecht. Auch das innere Staatskirchenrecht ist vom Garantiegesetz in freiheitlichem Sinne geregelt. Die italienische Regierung hat je und je das Garantiegesetz in loyalster Weise gehandhabt. Dieses hat im Kriege die Feuerprobe gut bestanden. Daß dem Vatikan in der Kriegszeit Unannehmlichkeiten im Verkehr mit dem Auslande erwachsen sind, ist in den Verhältnissen begründet. Die neutrale Schweiz könnte auch etwas davon erzählen. Kein Staat überhaupt weist in seiner Kirchenpolitik so eine gerade Linie und so wenig opportunistische Momente auf wie Italien: so nicht Deutschland, das kaum ein Menschenalter nach dem großen Kulturkampfe die Jesuiten wieder ins Land rief und sich heute allem Anscheinen nach anschickt, mit der Kurie ein Konkordat zu schließen; so nicht Frankreich, das ein Dezennium nach dem völligen Bruche mit der Kirche die diplomatischen Beziehungen neuerdings aufnimmt.

Heute scheinen die Geister in Italien für ein Entgegenkommen gegenüber gewissen päpstlichen Ansprüchen im allgemeinen günstig gesinnt zu sein. Die Lösung wird in der Weise gesucht, daß dem Papste Exterritorialität zugesprochen und ihm die vatikanischen Palästе als Eigentum überlassen würden. Auch wird der Plan einer Umwandlung des Garantiegesetzes in ein Konkordat dentiliert. Doch hat kein Projekt bis jetzt konkretere Formen angenommen. Die Unmöglichkeit für den Papst, den Träger einer absolutistisch-monarchistischen Gewalt, im heutigen Zeitalter der Demokratie an die Spitze eines Staates zu treten, scheint zwar sogar in vatikanischen Kreisen eingesehen zu werden. Doch gänzlich auf seinen Anspruch wird der Papst nie verzichten können, obwohl von der bevorstehenden Papstwahl viel für die Lösung der römischen Frage abhängt. Man weiß, daß sich zwei Gruppen gegenüber stehen: die Gemäßigten, die für die Fortsetzung der ausföhnenden Politik Benedikts XV. eintreten und durch Kardinäle wie Raffi, Gasparri, Ratti vertreten sind, und die Unversöhnlichen, vertreten durch Merry del Val, De Lai, Boggiani, die im starren Sinne Pius' X. keine Annäherung an den italienischen Staat wünschen. Da man annehmen darf, daß die Extremisten beider Richtungen außer Betracht fallen, so wird es auch für Italien gelten, einen seiner Würde adäquaten Kompromiß einzuschlagen. Der wird der größte italienische Staatsmann sein, hat einst Crispi gesagt, der die römische Frage endgültig löse wird.

Der Ansturm auf das Militärbudget.

Bern, 31. Jan. * Dem Vorpostengefecht, das die Sozialdemokraten bei der Eintretensdebatte über das Budget dem Militärwesen lieferten, folgte bei der Behandlung des Ausgabenvoranschlages des Militärdepartements die erwartete große Schlacht! Die äußerste Linke kämpfte hier nicht nur im Verein mit Bundesgenossen aus dem Grütlianer- und dem bürgerlichen Lager mit einer Opposition, deren Redner alle auf dem Boden der Landesverteidigung stehen, sie überließ sogar bei diesem Ansturm den andern den Vorrang. Man hatte das Gefühl, sie mache da nach ihrer oratorischen Anstrengung bei der grundsätzlichen Bekämpfung des Eintretens auf das Budget nur noch mit, um ihre Anwesenheit zu markieren, sie wolle mehr nur einer falschen Deutung vorbeugen, zu der ihr Schweigen bei diesem Anlasse hätte Veranlassung bieten können. Schließlich kriegte sie die ganze Geschichte derart satt, daß Herr Huber am Schlusse nicht einmal mehr auf der Begründung seines Postulates bestand, das mit überkluger Berechnung die Subventionierung der Tuberkulosebekämpfung mit dem Militärbudget, bezw. gegen es in Zusammenhang glaubte bringen zu sollen.

Die Rufer im Streit waren diesmal der Grütlianer Dr. Enderli und der katholisch-konservative Genfer Abgeordnete Gottret. Beide wollten die endgültige Behandlung des Militärbudgets auf die nächste Tagung verschieben und dem Militärdepartement hinte nur ein verkürztes Haushaltungsgeld bewilligen, der eine im Betrage von 55, der andere in der Höhe von 70 Millionen. Unter Beachtung dieser Maximalsumme sollte ein abgeänderter Vorschlag ausgearbeitet werden. Ferner verlangten beide Motionäre die rasche Reorganisation der Militärorganisation und die beförderliche Berichterstattung über die hängigen Postulate betreffend das Militärwesen. Dr. Enderli wurde von seinem Fraktionskollegen R. Baumann sekundiert, während Herr Gottret namentlich in dem unzufriedenen Walliser Parteifreund Herrn Evequoz einen feurigen Verteidiger seiner Motion fand. Gewissermaßen als Kronzeugen hatte Dr. Enderli den Chef der katholisch-konservativen Fraktion, Herrn Walther, auf den Plan gerufen. Dieser zog aber scharf die Grenzlinien zwischen seinem letztjährigen allgemein gehaltenen Postulat auf Prüfung von Abstrichen am Militärbudget und den heutigen beiden Anträgen und er trennte ausdrücklich seine Fraktion von dem persönlichen Vorschlag des Herrn Gottret. Der fragliche Antrag Walther, der unbeanstandet geblieben war, erlebte seine Auferstehung in dem Postulat des Herrn Dr. Sträuli, das vom Bundesrat die rasche Berichterstattung darüber verlangte, ob und auf welche Weise im Militärwesen wesentliche Ersparnisse erzielt werden können.

Einem so eminent praktisch veranlagten Staatsmanne wie Bundesrat Scheurer, der mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklich-

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Wir Narren von gestern.

Bekenntnisse eines Einsamen.

Roman von Maria Waser.

Erst als ich tief verstaut in meinem Kissengebirge lag, feierte das Messer in meinem Rücken; der Leib war wie gelähmt, keiner Bewegung fähig. Ich lauschte durch die Decke empor, ob Mutter ihrem Versprechen, sich ebenfalls gleich niederzulegen, nachkam, und als oben alles still, wurde auch ich ruhiger. Durch das Fenster drang der kühle Abend und Papa Merzlusts rief beruhigender Baß:

„D'Rosli, die sy süeßi,
und d'Nägeli, die sy räß!"

Später holte die Magd dein Leiterwägelchen herein; ich hörte das leise Singen der winzigen Räder. Ein Kindergrab, dachte ich, ein rührendes kleines Kindergrab. Und plötzlich rannen mir die Tränen aus den Augen, den Wangen nach ins Kissen, und ich ließ ihnen den Lauf und fühlte, wie sich mein Gesicht langsam und höhnisch zur Grimasse verhärtete, der ganze Mensch eine teuflische Grimasse: starker Mann!

Ein Peitschenhieb riß mich aus dem Schlaf. Sprühende gelbe Funken und im Gehirn die hundert dröhnenden Hämmer. Ich wollte nach der Mutter schreien; aber die Kiefer sperrte der ungeheure Block. Meine schweißkalten Hände schrien nach der Mutter; aber die Hände blieben leer, und das Leere warf sich über mich wie das Grauen.

Das Tosen in den Schläfen wurde zum Lärm. War wie Dielentrachen, wie Treppenlaufen und Türgeschleg. War wie ein Schrei, und einmal wie ein Bimmern von dir, Rehlein. Ich wollte mich aufwerfen, um den Kopf aus den brausenden Kissen zu reißen und nach außen zu lauschen; aber der Hals blieb starr wie Eisen. Wie Eisen unbeweglich der ganze Mensch. Und die hundert glühenden Hämmer dröhnten. Nun hörte ich nur mehr sie. Sie sprangen von Schläfe zu Schläfe und klopften ihr grausenhaftes Lied: „Ein Beil mitten durch den Kopf... ein Beil mitten durch den Kopf... ein Beil..."

Als der Sturm sich endlich legte und die gelben Nebel niedersanken, brach schon ein erster Tagesschimmer herein, und der Flaum, der meinen sinkenden Leib auffing, war kühl wie Morgenschauer.

Als ich erwachte, stand der Vater an meinem Bett: Mutter lasse sich nach mir erkundigen, und ich soll mich nicht ängsten, falls ich etwas gehört habe diese Nacht, es gehe nun wieder gut. Sein zerstörtes Gesicht strafte Mutters schonenden Auftrag Lügen.

Mein Rücken wollte noch immer nicht. Was ging mich das an? Ich kam doch in meine Kleider und die Treppe hinaus, und endlich stand ich in Mutters Gemach.

Niemand hatte mir von dem Blutsturz der Nacht gesagt; alle Spuren waren getilgt, und Mutter streckte mir die Hand entgegen und lächelte wie immer; aber als ich sie so da liegen sah mit den dunkeln Augen und dem fremden scharfen Zug wußte ich alles. Auch ich lächelte und hatte sogar ein Scherzwort; aber dabei war mir, als ob eine unsichtbare Macht mich in die Erde hineinschlüge. Und als ich an Mutters Bett mich setzte, immer noch lächelnd, wußte ich, daß das dunkle Tal mich aufgenommen hatte, und die schöne Welt war dahin.

Wenn ich dir sage, Rehlein, daß es erst die Zeiten unseres ungestörten Beisammenseins waren, die mich daraus emporführten, dann weißt du, wie lange ich in dem dunkeln Tal verweilte. Wer aber im Schatten wandelt, dessen Augen gewöhnen sich an das Dunkle, daß sie empfindlich werden für jeden geringsten Lichtschimmer, und ein Fetzchen Heiterkeit kann ihnen zur Freude werden. Und vielleicht vergißt er, daß es dort oben eine leuchtende Welt gibt, und viel später erst, wenn das Licht ihn wieder aufgenommen hat, weiß er, wie tief das Dunkel, darin er lebte, und er kann nicht mehr begreifen, daß solches auszuhalten war. Und doch mag es bisweilen vorkommen, daß das lichtgeblendete Auge sich leise nach den Tagen zurücksehnt, wo ein Fetzchen Heiterkeit zur Freude genügte.

Aber keinen Schrecken barg für mich das dunkle Tal, den ich nicht irgendwie gewußt hätte in jenem Augenblick, als ich lächelnd zu Mutters Bett hinüberschritt.

Ihr andern saht es nicht wie ich. Auch die Mutter nicht, und als die bessern Tage kamen, und sie wieder am sonnigen Fenster sitzen durfte, lebten alle der Hoffnung. Mutter mit einer scheuen, fast kindlichen Freude, Vater mit lauter, weithin sichtbarer Zuversichtlichkeit, und das war mir vielleicht das Furchtbarste: eure Hoffnung sehen und nicht daran glauben können.

Du wußtest wohl von nichts, Rehlein. Langsam wurde dir die Mutter entzogen, nach und nach, ins Krankenzimmer, aufs Lager, ins Unfaßbare, und die andern waren so eifrig, dich nichts merken zu lassen.

„Das Kind muß seine Freude haben," meinte der Vater, und wußte nicht, daß es zumeist die eigene Freude war, die er bei dir suchte, bei euern Spielen, auf euern Ausflügen, den Fahrten über See und Schilfbahn. Auch Papa Merzlusft sprach so und holte dich zu sich, wann er dich erwischen konnte, und bloß wenn du bei ihm warst, wagten sich seine Lieder hervor, in die du bald einstimmen lerntest. Wie oft lauschten wir euerm seltsamen Zwiegesang, Mutter und ich! Dann lächelte sie wohl wehmütig: „O, dieses Stimmchen! ob es einmal die Stimme findet, die zu ihm paßt?"

Mir aber zählten die Tage nur mehr nach den Stunden, wo ich bei ihr sein konnte. Alles andere war nicht mehr. Ich ging durch mein Examen und war erstaunt, daß ich es mit Auszeichnung bestand, und erfreut erst, als ich Mutters Freude darüber sah. Ich bezog die Hochschule über und war nicht einmal erstaunt, hier die Dinge nicht wesentlich anders zu finden als vordem; denn was sie mir bot, war wiederum nichts anderes als Anregung zum eigenen Schaffen. Wo aber war mein erwecktes Herz und das durstige Blut? Mein Dasein war zurückgesunken in das Leben der Mutter, und dieses löste sich langsam von seinen Quellen.

Nach erneuten Blutstürzen hatte Mutter den Platz am Fenster endgültig aufgegeben, und das

Neue Zürcher Zeitung vom 18.11.1918